

**van den Berg, Karen:**

Show Me Your Money! - Schaufenster des Geldes: Inszenierungstheoretische Überlegungen zur Europäischen Zentralbank und den Museen der Nationalbanken in Deutschland, England und Frankreich,

in: Drexler, Barbara / Hegmann, Horst (Hrsg.): Stabilitätskulturen. Kommunikationsstrategien ausgewählter europäischer Zentralbanken, Marburg, Metropolis, 2007:  
S. 217-246.

# Show Me Your Money! – Schaufenster des Geldes

Inszenierungstheoretische Überlegungen zur  
Europäischen Zentralbank und den Museen der  
Nationalbanken in Deutschland, England und  
Frankreich

*Karen van den Berg*

## *1 Ausgangspunkte: Wahrheitsregime und Verkörperungen*

Geld ist in unserer Zivilisation ebenso selbstverständlich wie merkwürdig und erklärungsbedürftig. Die ökonomischen bzw. geldpolitischen Theorien, Modelle, Mechanismen und Beobachtungen, auf deren Basis bedrucktem Papier bestimmte Werte zugesprochen werden, verstehen nur wenige Spezialisten bis ins Letzte. Aber auch jene Sachverständigen, die in den Nationalbanken die Geldpolitik bestimmen, berufen sich keineswegs auf identische Strategien und Beobachtungen, sie unterscheiden sich – wie der vorliegende Band plausibel machen will – in ihren geldpolitischen Traditionen ebenso wie in ihren Erklärungsmodellen. Je nach kulturellem und historischem Erfahrungshintergrund wird den relevanten Determinanten (Geldmenge, Inflationsrate, Verschuldung usw.) unterschiedliches Gewicht beigemessen. Es werden verschiedene Beobachtungsformen ökonomischer Prozesse kultiviert und für die entscheidenden Institutionen jeweils anders geartete organisationale Architekturen gewählt;<sup>1</sup> wie Geld zu „gutem Geld“ wird<sup>2</sup>, darauf gibt es verschiedene

---

<sup>1</sup> Zur Bedeutung der Kultur für die Effizienz von Volkswirtschaften und ökonomischen Institutionen vgl. auch den diesjährigen Wirtschaftsnobelpreisträger Edmund S. Phelps (2006: 3) „[...] different countries have different economic cultures and as

Antworten. Kurz: es existieren unterschiedliche Theorien und „Wahrheitsregimes“ (Foucault 1976)<sup>3</sup> des Geldes.

Auch Jahre nach der Einführung des Euro und der Einrichtung der EZB sind in Europa solche nicht gerade marginalen kulturellen Differenzen deutlich spürbar. Wenngleich nun die EZB als supranationale Institution die Geldpolitik festlegt, bestehen die Nationalbanken fort und müssen sich – bekanntermaßen zahlreicher Entscheidungshoheiten entledigt<sup>4</sup> – nun selbst neu beschreiben. Ihre Kommunikationspolitik, von welcher der vorliegende Band handelt, ist dabei denkbar unterschiedlich und die einzelnen ökonomischen und politischen Traditionen und Positionsbestimmungen sind bis heute keineswegs angeglichen.<sup>5</sup> Worin aber genau solche Differenzen bestehen, legt dieser Band auf verschiedenen Ebenen dar.

Innerhalb dieses Untersuchungsrahmens nimmt mein Beitrag eine Perspektivierung vor, die sich mit Inszenierungen nationaler Geldpolitik in Bankmuseen, Besucherzentren und Besucherdiensten befasst, um auf diesem Wege augenfällige kommunikationspolitische Unterschiede aufzuzeigen und die Differenzen in den Interaktionsmodi mit der so genannten ‚breiten Öffentlichkeit‘ zu beschreiben – denn für diese sind die

---

a result prefer different systems of economic institutions. This means that a country's economic institutions (including here their breadth and development) are to some undetermined extent *proxies* for the cultural values, attitudes, morals and beliefs prevailing among the people. The results might be quite misleading, even if culture had no direct effects on performance except through its influence on the chosen institutions.“ Phelps begründet auch das Festhalten an ineffizienten Institutionen (gerade auf dem europäischen Festland) mit kulturellen Dispositionen und Wertvorstellungen (ebd.) und schlägt vor, sich mit diesen kulturellen Differenzen näher zu befassen, um die ineffizienteren OECD-Länder zum ökonomischen Erfolg zu führen. Weiterhin postuliert er, dass Forschungen in dieser Richtung als das entscheidende Neuland zur Entwicklung des Kapitalismus gelten können (ebd.: 15).

<sup>2</sup> Das Geldmuseum der Bundesbank beispielsweise führt den Slogan „nur stabiles Geld ist gutes Geld“ (vgl. [www.geldmuseum.de](http://www.geldmuseum.de); 30.09.2006).

<sup>3</sup> Den Begriff des Wahrheitsregimes entwirft Foucault, wenn er in seinen Analysen kulturell sich wandelnder gesellschaftlicher Praktiken die ihnen zugrunde liegenden unterschiedlichen Wahrheitsauffassungen herausarbeitet und zeigt, dass diese stets zugleich mit wirksamen Machtverhältnissen im Zusammenhang stehen – besonders deutlich wird dies z.B. in seinem Buch „Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses“, in dem er Veränderungen in den Praktiken des Strafvollzugs auf die „neuen Regime der Wahrheit“ zurückführt (1976: 33).

<sup>4</sup> Vgl. hierzu Drexler (in diesem Band: 101f.).

<sup>5</sup> Vgl. ebd.

Museen und Besucherzentren gemacht. Grund für eine solche, im Kontext nationalökonomischer Forschung zweifellos ungewöhnliche Zugangsweise, war die Vermutung von Birger P. Priddat und Barbara Drexler, dass die empfindlichen kulturellen Unterschiede der Banken nicht allein sprachlich bzw. textlich verfasst oder strategisch explizit formuliert sind, sondern sich auch in den architektonischen Inszenierungen der Institutionen selbst ausdrücken. Insofern schien eine Lektüre der materialen Verkörperungen verschiedener Banken und ihrer visuellen Kultur vor Ort lohnenswert. Eine solche Lektüre soll Beobachtungen der massenmedial versionierten Kommunikationen und offiziellen Verlautbarungen um einen weiteren interpretativen Blick ergänzen und durch eine vergleichende Beobachtung „kulturell Unbewusstes“ (Pierre Bourdieu) erschließen.<sup>6</sup> Meine Analyse beschränkt sich dabei auf die Besucherzentren und Museen der drei großer Nationalbanken (Deutsche Bundesbank, Bank of England, Banque de France) und der EZB.

Basis für die Untersuchung waren Besuche der genannten Orte im Frühjahr 2005 und Interviews mit den jeweiligen Leitern der Kommunikationsabteilungen bzw. der Museen, die gemeinsam mit Barbara Drexler und einigen Studierenden geführt wurden.<sup>7</sup> Da es sich bei den Museen und Besucherzentren jeweils um Orte handelt, die dazu dienen, eine spezifische Form von Öffentlichkeit herzustellen sowie bestimmte Aspekte zu zeigen und zu erklären (und andere eben nicht), ergaben sich folgende vier Fragen als untersuchungsleitend: 1. Was wird gezeigt? 2. Welche Interaktionen mit dem Besucher finden statt und welches Verhältnis zum Besucher/Bürger wird hierdurch hergestellt? 3. Welcher potentielle Adressat wird durch die jeweiligen Inszenierungen antizipiert und entworfen? und schließlich: 4. Welches Bild vom Geld und welche Beziehung zum Geld wird so jeweils erzeugt und konfiguriert?

---

<sup>6</sup> Mit dem „kulturell Unbewussten“ sind jene symbolischen Schichten des Verhaltens gemeint, die sich nicht in absichtsvollen und institutionalisierten Äußerungen und Formen ausdrücken (vgl. Bourdieu 1970), Ebenen also jenseits offizieller Verlautbarungen.

<sup>7</sup> Unser Dank für die freundliche Gesprächsbereitschaft gilt Frau Dr. Heike Winter (Leiterin des Geldmuseums der Deutschen Bundesbank in Frankfurt), Frau Regina Schüller (Europäische Zentralbank, Direktion Kommunikation), Mr. John Keyworth, (Kurator des Museums der Bank of England) und Monsieur de Coustine (Leiter Kommunikation der Banque de France).

Die Besuche vor Ort werden als kurze Reportagen wiedergegeben. Eine ökonomische oder geldpolitische Perspektivierung wird damit selbstverständlich nicht vorgenommen; was stattdessen in den Blick gerät, sind unterschiedliche Strukturen im kommunikativen Beziehungsgefüge Bürger, Geld, Bank, Staat, Europa. Die Inszenierungen vor Ort lassen sich auf unterschiedliche Annahmen über gesellschaftliche Verhältnisse zurückführen und das macht sie interessant für eine Kritik des europäischen Einigungsprozesses auf geldpolitischer Ebene; eine Kritik allerdings, die zur Reflexion über den Sinn von kulturellen und politischen Unterschieden anregen möchte und nicht in der schlichten und nahe liegenden Forderung nach Angleichung mündet; mithin eine Kritik, die in Differenzen nicht nur auszüräumende Probleme erblickt, sondern in der Kultivierung nationaler Unterschiede möglicherweise auch Lösungen und Perspektiven einer gelungenen supranationalen Strategie erkennt.

Bevor der Beitrag jedoch auf die einzelnen Banken eingeht und den Versuch unternimmt hierdurch unterschiedliche Charaktere zu entwerfen, seien einige grundsätzliche Überlegungen zu den kommunikativen Praktiken der Institution „Museum“ vorausgeschickt.

## 2 Wozu Bankmuseen?

Geldpolitik muss stets um Vertrauen werben, denn die „Instanz des Geldwertes“ schiebt sich, wie Georg Simmel es formulierte, „trennend zwischen Besitz und Besitzer“ (Simmel 1896, 1995: 79). Es entfremdet uns durch seine „Unpersönlichkeit“ (ebd.: 80) vom Eigentum, zugleich aber erzeugt und fordert es als „überall und gleichmäßig wirksames Verständigungsmittel“ (ebd.: 83) eine unvermeidliche „Bindung zwischen den Mitgliedern des Wirtschaftskreises; gerade weil es nicht unmittelbar verbraucht werden kann“ (ebd.: 81). Wie aber schafft man Vertrauen für ein derart abstraktes Gut, dessen Entstehungshintergründe so komplex sind; ein unpersönliches Gut, das aber zugleich von jedem benutzt wird? Die besondere Herausforderung scheint hier der Erklärungsbedarf auf der einen Seite und die „Farblosigkeit“ (ebd.: 80) und Vielschichtigkeit der Materie auf der anderen Seite zu sein. Das gleichermaßen unter Undurchsichtigkeits- wie Langweilighkeitsverdacht stehende Bankgeschäft muss sich in demokratischen Gesellschaften erklären und transparent machen, um zu funktionieren – das wissen gerade auch die Nationalbanken. Aus

diesem Grunde forcieren alle Nationalbanken die Kommunikation nicht nur mit Experten, Aktienmärkten, Börsen, Tarifparteien, der Weltbank, der Fachpresse und politischen Stakeholdern, sondern auch mit der breiten Öffentlichkeit; sie verschicken Publikationen an Schulen und Bildungseinrichtungen, stellen Flyer und Lehrbücher her, bieten Vorträge an, geben Filmfeatures in Auftrag und vieles mehr. Wozu also auch noch Bankmuseen und Besucherzentren? Wird hier nur dem allgemeinen Zeitphänomen der Musealisierung (vgl. Lübke 2005) Rechnung getragen oder lassen sich konkretere Hintergründe benennen? Was kann hier gezeigt werden, was man nicht auch textlich formulieren könnte?

Nach eigenem Bekunden werden Bankmuseen von den Nationalbanken eingerichtet, um Zugänglichkeit zu signalisieren, Vertrauen in die Währung zu bilden und schließlich um Geld und Geldpolitik „begreifbar“ zu machen (vgl. etwa Deutsche Bundesbank 2004: 47). Es geht um das Projekt der Identifikation der Bürger mit dieser wenig durchschaubaren Institution, die tausende von Mitarbeitern beschäftigt. In diesem Zusammenhang wiederum ist die Einrichtung von Museen keine überraschende Maßnahme, sondern geradezu erwartbar, denn Museen können als prädestinierte Instrumente der Identitätsstiftung gelten. Nicht zufällig fällt die Entstehung öffentlicher Museen historisch mit der Kultivierung nationalstaatlicher Ideen am Beginn der Moderne zusammen. Mit der Gründung der jungen Nationalstaaten wurden Museen als kollektive Gedächtnisspeicher im Dienste der Bildung von bleibenden Werten, Erinnerungen wie auch der Neubestimmung von Identitäten etabliert (vgl. Groys 1997: 46ff.).

Schon die Anfänge der Museums-idee in den Herrschaftshäusern des 16. Jahrhunderts basierten auf einer charakteristischen Verknüpfung von *Repräsentationsanliegen* und *Sinnstiftung*. Und auch heute noch gelten Museen weitgehend gleichermaßen als Lernorte und als Tempel säkularisierter Gesellschaften (vgl. Danto 1992) – oder altertümlich formuliert als Schulen der „schauenden und genießenden Bewunderung“ (Goethe 1788, 1994: 545). Ihre besondere Bedeutung im Rahmen des Prozesses „bürgerlicher Weltaneignung“ (Sloterdijk 1989: 60) verdanken sie der Verbindung von Informations- und Bildungsangeboten mit emphatischen Erlebniswerten. Museen pflegen spezifische epistemologische Sortierungsstrategien und Sinnkonfigurationen, mit denen sie eigene Weltordnungen herstellen – oder Orte des Utopischen ausbilden (vgl. Fehr 2003), und sie offerieren eine Form von Wissensproduktion durch „Einver-

leibungsakte“ (Sloterdijk 1989: 26). Dabei produzieren sie ein besonderes Verhältnis zum „Hier und Jetzt des Originals“ (Benjamin 1963: 14) und seiner „Aura“ (ebd.: 16), eine eindringliche Präsenz des Echten und für wertvoll Befundenen.

Allerdings wird das Charakteristikum des Authentischen, Seltenen und Exklusiven bei den in Museen ausgestellten Objekten ebenso vorausgesetzt, wie es durch die Musealisierung andererseits auch allererst erzeugt wird, denn Museen trennen Ausstellungswürdiges, Erhaltenswertes vom „Müll“ der Geschichte (vgl. Thompson 2003) und sind insofern „Reputationsmaschinen“<sup>8</sup>. Als berühmtestes Beispiel hierfür kann das New Yorker Museum of Modern Art gelten, das am 20. November 2004 mit einem monumentalen 858-Millionen-Dollar-Bau (!) als eine Art „Museum der Museen“ (Spies 2004: 37) eröffnet wurde und ganz explizit einen „Kampf der Wertungen“ (ebd.) ausruft. Was in einem solchen Museum zu sehen ist, ist wichtig, weil es von Experten als wichtig beurteilt wurde. Insofern findet im Museum eine Form der Wissensproduktion statt, die im Vergleich zur textlich formierten Wissensproduktion der Scientific Community gemeinhin als weniger diskursiv verfasst angesehen wird und stärker auf die Formulierung von Geltungsansprüchen aus ist. Die Epistemologie des Museums setzt denn auch traditionell auf eine charakteristische Koppelung von Echtheit, Besonderheit/Einzigartigkeit, Wertigkeit und Wahrheit, so dass hier zumeist auf ganz offensichtliche Weise Machtansprüche auf das Gültige erhoben werden. Deshalb wurde das Museum im Übrigen im Kontext intellektueller Kritik immer wieder auch als autoritärer Ort in Frage gestellt (vgl. hierzu etwa Haacke 2001).

Es ließe sich im Einzelnen sicherlich darüber streiten, inwieweit herrschenden Machtverhältnissen in der musealen Wissenskonfiguration tatsächlich eine größere Bedeutung zukommt als im wissenschaftlichen Diskurs oder ob wir es hier lediglich mit einer größeren Offensichtlichkeit zu tun haben; jedenfalls wurde – ähnlich wie in der Foucault'schen Wissenschaftskritik, die den Zusammenhang von Wahrheit und Macht offen legte, – seit den 1960er Jahren auch das Museum als Institution beschrieben, die nie im neutralen Sinne zeigt. So betonte der Kunstkritiker O'Doherty (1996: 88), dass der „Anschein von Neutralität, der der weißen Wand anhaftet, [...] eine Illusion [ist]. Sie steht für eine Gesellschaft mit festen Ideen und Werten“.

<sup>8</sup> Diesen Begriff verdanke ich Birger P. Priddat.

Doch *unterliegen* museale Präsentationen nicht allein kulturellen Vorprägungen und Machtverhältnissen, sie *produzieren* auch Wertvorstellungen, entwerfen Semantiken und visuelle Clusterbildungen, erzeugen, wie insbesondere die Kulturtheoretikerin Mieke Bal (2002) herausstellte, immer auch eigene narrative Felder und Wissenskosmologien.<sup>9</sup> In diesem Sinne beschrieb auch der Ausstellungsmacher Harald Szeemann das Museum als einen „Ort, wo neue Zusammenhänge ausprobiert und Fragiles, da vom Einzelnen geschaffen, bewahrt und vermittelt werden kann [...]“ (Szeemann 1981: 20).

Bezogen auf die Eignung des Museumsformats als Kommunikationsinstrument der Nationalbanken sind im Anschluss an diese allgemeinen Überlegungen vor allem drei Aspekte von Bedeutung: 1. bildet das Museum eine Hybridform zwischen Bildung und Erlebnis/Unterhaltung und 2. konfiguriert das Museum durch die Realpräsenz von Dingen, die durch ihre Inszenierung „in Wert gesetzt“ (wie es im Jargon der Denkmalpflege heißt) und kontextualisiert werden, spezifische Wahrheiten – die Fälschung ist im Museum ein Tabu. Das Museum steht für eine Wertanmutung und eine Statustransformation der Exponate und 3. werden Museen im neuzeitlichen Bildungsverständnis als Orte der kulturellen Identitätsversicherung – oder postmodern formuliert: des kulturellen Identitätsmanagements – eingesetzt.

### 3 „Es gibt nichts zu zeigen“ –

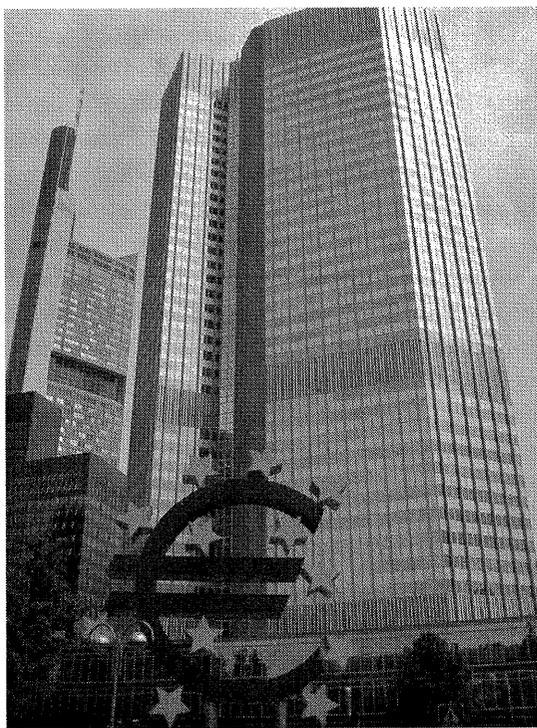
#### *Die EZB: Fan-Artikel, Sicherheitskontrollen und die Besucher auf Abstand halten – Erste Reportage*

Die EZB besitzt kein Museum. Sie hat einen Fanshop und einen Besucherdienst. Als eine junge Organisation muss sie ihr Haus erst bauen. Noch hat sie ihren Sitz am Willy-Brandt-Platz, mitten in der Frankfurter Innenstadt, unweit der Shoppingmeilen und direkt vis à vis von Frankfurter Schauspiel- und Opernhaus im so genannten „Eurotower“, einem der bestbewachten Hochhäuser der Stadt. Im November 1994 hielt das Europäische Währungsinstitut Einzug in das 1977, ursprünglich als Sitz der

<sup>9</sup> Zu den narrativen Strategien im Museum vgl. Bal (2002). Als historisch bekanntestes Beispiel für eine Museums-idee, in der eine Wissenskosmologie entworfen wurde, kann das Museum des Athanasius Kircher im Jesuitenkolleg in Rom Mitte des 17. Jahrhunderts gelten (vgl. Findlen 2004).

damals gewerkschaftseigenen Bank für Gemeinwirtschaft (BfG) erbaute, 148 Meter hohe Gebäude. Zunächst arbeiteten nur 20 Mitarbeiter in Teilen des 45-stöckigen Hochhauses.

*Abb. 1: Sitz der EZB im Eurotower in Frankfurt*



Nachdem die Einführung des Euro beschlossen war, und das Europäische Währungsinstitut in die EZB umgegründet wurde, stiegen die Mitarbeiterzahlen rapide an (zum Jahresabschluss 2005 waren es 1.351); es erfolgten der Umbau des knapp dreißig Jahre zuvor vom Architekten Richard Heil errichteten Gebäudes und die weitgehende Räumung der Ladenlokale im Untergeschoss. Nur einige wenige vereinzelte Geschäfte, wie eine Schnellreinigung, ein Edel-Fastfood-Lokal und ein weiteres Restaurant mit Blick auf die angrenzenden Ausläufer der Taunusanlage sind geblieben. In der Gebäudeecke zur Kaiserstraße neben dem Eingang

zur Zentralbank wurde ein kleiner Shop mit Merchandising-Artikeln rund um den Euro eingerichtet. In der vorgelagerten Parkanlage stellte die EZB nach ihrer Gründung eilig das neu entworfene Euro-Logo auf.

Bei unserem Besuch der EZB finden wir den Eingang nicht auf Anhieb und erfragen den Weg beim Pförtner der streng bewachten Tiefgarage gegenüber des Schauspielhauses. Einmal um den Gebäudeblock herumgelaufen, treten wir in ein nicht sonderlich imposantes Foyer mit hellem Steinfußboden ein, das von dunkelblau gekleideten Sicherheitsbeamten bewacht wird. Der Raum wird dominiert von einem überdimensionierten holzfurnierten Empfangs-Desk, der einem Flughafenschalter gleicht. Hinter dem Tresen sitzen uniformierte Damen. Auf einem der beiden großen Displays darüber leuchtet der Text „Willkommen Zeppelin University Friedrichshafen“. Die voluminösen Säulen, die den Raum strukturieren, sind mit einer Arbeit des Frankfurter Künstlers und Professors der Städelschule Thomas Bayrle ummantelt: ein Kachelmosaik mit Gesichtern verschiedener Menschen vor monochromem Hintergrund. Neben dem Desk sind die Fahnen der europäischen Länder aufgestellt.

*Abb. 2: Foyer und Konferenzraum der EZB in Frankfurt*



Abb. 3: Konferenzraum der EZB, Rats-Treffen



Wir müssen uns ausweisen und werden schließlich durch eine Sicherheitskontrolle geschickt, die unsere Taschen und Mäntel durchleuchtet und das Flughafenempfinden noch verstärkt. Begleitet von einem jungen Mitarbeiter aus Frankreich, der hervorragend deutsch spricht, fahren wir in eine der oberen Etagen. Im Aufzug werden, je nach zusteigenden Personen (die meist nicht älter als 40 Jahre zu sein scheinen), unterschiedliche Sprachen gesprochen. Oben angekommen, geleitet uns der junge Mann in einen Sitzungssaal, der mit einem ringförmigen Konferenztisch für etwa 20 Personen möbliert ist. Jeder Platz ist mit einem Tischmikrofon ausgestattet. An der Stirnseite des Raumes trennt eine Glasscheibe eine etwas erhöhte Dolmetscherkabine ab. Auf den für uns vorgesehenen vier Stühlen stehen Tragetüten mit Prospekten, Publikationen, Aufklebern, Notizblöcken und Kugelschreibern mit dem Euro-Logo bereit.

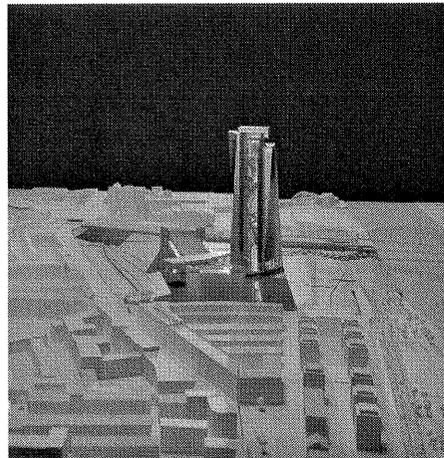
Wir warten eine Weile, bis die Leiterin der Kommunikationsabteilung Frau Regina Schüller eintrifft, uns begrüßt und sich zum Gespräch auf die gegenüberliegende Seite des Tisches setzt – eine für die Gesprächsrunde von sechs Personen ungewohnt weite Distanz. Mit dem jungen Kollegen spricht sie englisch und französisch. „Wir sind nicht deutsch oder französisch, wir sind »europäisch«.“ Sie präsentiert uns direkt das „Mission statement“ der EZB, hebt das „Supranationale“, „Transparente“, „Effiziente und Schnelle“ der Organisation hervor und die „single-voice-communication“. Wir stellen Fragen nach der Strategie der Öffentlichkeitsarbeit und erhalten schnelle und gut vorbereitete Antworten zur

Kommunikationspolitik der EZB, werden aufgeklärt über die unterschiedlichen Zielgruppen wie Presse, Wirtschaftsexperten, Wissenschaftler und Schüler ab 16 und darüber, dass die Kommunikationspolicy grundsätzlich *anfragegetrieben* sei. Auf Kampagnen würde grundsätzlich verzichtet. Und: Es gäbe hier auch nichts zu zeigen. Die 8.000 bis 10.000 Besucher, die dennoch jährlich – vor allem in Gruppen – das Gebäude besuchten, würden von einem Besucherdienst durch das Gebäude geleitet. Einmal im Jahr wird eine Ausstellung mit Werken von Gegenwarts-künstlern der Mitgliedsländer veranstaltet. Angeregt würde der Besuch des Gebäudes jedoch kaum, denn die Zielgruppe der Öffentlichkeitsarbeit sei weniger ein breites Publikum als vielmehr eine Fach-Öffentlichkeit, die *sofort* und *live* informiert würde. Die Räumlichkeiten, durch die wir anschließend von dem jungen Mitarbeiter geführt werden, sind denn auch – mit modernster Technik ausgestattet – für Tagungen, Pressekonferenzen, Liveübertragungen und Hearings ausgelegt.

Bevor wir gehen, holt die Kommunikationsdirektorin aus ihrem Büro noch ein von ihr gerade neu erarbeitetes, etwa DIN-A0 großes Schaubild der organisationalen Aufstellung ihres Arbeitsfeldes und erläutert uns im Anschluss an das zunächst äußerst förmlich geführte Gespräch anhand des Plans, wie eng interne und externe Kommunikation verknüpft sind. Der bunte, sorgfältig layoutete und extrem kleinteilige Plan mutet wie ein elektronisches Schaltbild an und wird uns offenkundig nicht ohne Stolz präsentiert. Schließlich schauen wir, bevor wir von dem jungen Mitarbeiter wieder hinaus geleitet werden, aus dem Fenster über die Frankfurter Skyline – vor allem, um von hier aus einen Blick über das Großmarkt-areal im Osten der Stadt zu werfen, auf dem das neue EZB-Hochhaus entstehen soll. Der vom renommierten, dekonstruktivistischen österreichischen Büro COOP HIMMB(L)AU geplante Gebäudekomplex solle ökonomischer sein (günstiger als die teuren Mieten im Bankenviertel) und die Kommunikationsmöglichkeiten verbessern. Für den Entwurf des gläsernen, leicht gegeneinander gedrehten Glasdoppelhochhauses mit polygonalem Grundriss sprächen, so Frau Schüller, seine innovative Ausstrahlung und seine Transparenz, durch welche Zweckmäßigkeit, Vertrauen und Glaubwürdigkeit zum Ausdruck gebracht werden soll. Beinahe wortwörtlich erkennen wir die im Internet publizierte Rede des EZB-Vize-Präsidenten zur Eröffnung der Modellpräsentation im Frankfurter Architekturmuseum wieder, in welcher er über den Entwurf sagte: „[...] er spiegelt Werte der EZB wie Transparenz, Kommunikation, Effi-

zienz und Stabilität wider. Es handelt sich um ein ebenso ansprechendes wie anspruchsvolles Konzept, das aussagekräftig ist und in der Frankfurter Skyline eine starke und eigene Identität haben wird. Bei dem Hochhauskomplex handelt es sich um eine skulpturale Hybridform aus zwei Türmen, die durch ein Atrium miteinander verbunden sind. Für uns symbolisiert dieses Mehrzweckatrium die Werte Transparenz und Kommunikation“ (Papademos 2004).

Abb. 4: Modell des neuen Gebäudes der EZB  
von COOP HIMMELB(L)AU



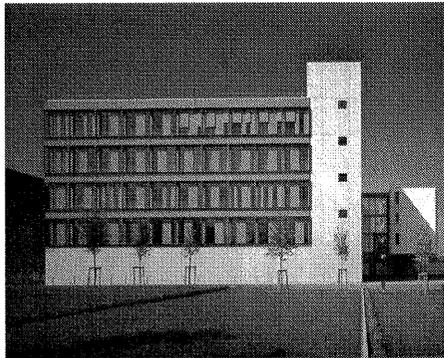
Was uns nach dem Verlassen des Gebäudes in Erinnerung bleibt, sind die höfliche aber „toughe“ Flughafenatmosphäre wie das betont professionelle Auftreten der Akteure, die in ihrem Habitus an Unternehmensberater erinnern. Dazu passen auch der häufige Rekurs auf neueste Kommunikationsinstrumente und „Missionsstatements“ sowie der wiederholte Verweis darauf, dass die Identität der Mitarbeiter „europäisch“ und „supranational“ sei. An staubiges Beamtentum erinnert hier kaum etwas. Nach dem Verlassen des Gebäudes besuchen wir, bepackt mit unseren blauen Euro-Taschen, noch den angrenzenden „Euro-Fanshop“, in dem es Bücher, Geldbörsen, Spielzeug und Nippes rund um den Euro zu kaufen gibt. Erst hier fällt uns auf, dass im ganzen Gebäude kein Hinweis auf Geld zu sehen war.

Gezeigt wurden nur Büroräume und kommunizierende Menschen, Kommunikationstechnik und einige Kunstwerke auf den Gängen, die den Angaben der Mitarbeiter zufolge weitgehend vom Frankfurter Museum für Moderne Kunst entliehen sind. Besucher werden nur auf Verlangen eingelassen in das geschäftige Treiben in diesem Bürohochhaus, denn für sie sind im Wesentlichen die in elektronischen Kommunikationsmedien und in der Presse formierte Informationen gedacht. Zum Anfassen bietet die EZB nichts außer den konventionellen Merchandising-Artikeln. Sie will nichts begreifbar machen, keine direkte Beziehung zum Geld bieten. Gezeigt wird nur, dass hier „supranationale“ Kommunikation unter Experten stattfindet, geschäftiges Treiben – Geld ist eine Sache, die Experten beschließen, Experten, die schnell, mehrsprachig und unternehmerisch sind und mit einer Stimme sprechen. Der Besucher hat hier im Grunde nichts zu suchen.

*4 Am Anfang eine Kuh und am Ende kommt es auf die Menge an –  
Interaktionen im Geldmuseum der Bundesbank – Zweite Reportage*

„Wir würden uns freuen, Sie im Geldmuseum der Deutschen Bundesbank zu begrüßen. Vor Ort können Sie sich am besten über die umfangreichen Themen Geld, Geldwertstabilität, Zentralbank, Geld- und Währungspolitik informieren. Und der Besuch ist spannend! Die große Vielfalt an Elementen – interessante Exponate, Leuchtvitrinen, Videos und interaktive Stationen – sorgen für einen kurzweiligen Aufenthalt“, heißt es auf der Homepage des Geldmuseums der Deutschen Bundesbank. Am nördlichen Stadtrand von Frankfurt, zwischen dem Frankfurter Nordwestkreuz und dem Homburger Kreuz liegt das weiträumige Areal mit dem Sitz der Bundesbank. Das Gelände ist abgeriegelt und von grün uniformierten Polizisten mit Maschinengewehren bewacht. In einem vorgelagerten strengen, sachlichen, 1999 vom Architekturbüro Engel und Zimmermann entworfenen Gebäude an der Wilhelm-Epstein-Straße befinden sich das Geldmuseum, eine öffentliche Bibliothek für Wirtschaft und Finanzwesen und Vortragsräume – davor Busparkplätze. Der Bau ist hell und besticht durch seine klare Rhythmik und sein schlichtes, funktionales Design.

Abb. 5: Geldmuseum der Deutschen Bundesbank in Frankfurt



Am Eingang des Gebäudes werden unsere Taschen von Polizisten eingesehen. Eine Treppe tiefer müssen wir Mappen und Mäntel in Schließfächern verstauen und zuvor einen Euro Pfand einwerfen. Zwei Schulklassen kommen gleichzeitig mit uns an und stürmen die Toilettenanlagen, welche allerdings für diesen Andrang gut ausgelegt sind. An einem reichhaltig bestückten, modernen Museumsshop vorbei führt eine rollstuhlgerechte Rampe hinab in einen großen Ausstellungsraum, der ganz ohne Tageslicht mit vielfältigen Stellwänden, Bildschirmen, Leuchttafeln, interaktiven Schaltflächen und Vitrinen bestückt ist und offenbar mit allerneuester, aufwendigster Ausstellungstechnologie und erheblichem didaktischen Kalkül eingerichtet wurde.<sup>10</sup>

Beim Eintritt stellt sich dem ankommenden Besucher am Ende der besagten Rampe eine ausgestopfte Kuh entgegen; rechts dahinter beginnt der erste „Parcours“ mit Exponaten; anfängliche Zahlungsmittel steinzeitlicher Kulturen und Gelder von Naturvölkern (wie etwa Muscheln von Südseeinseln) sind hier zu sehen. Es wird eine Geschichte der Entstehung des Geldes angedeutet – seltsame und denkbar unpraktische Ideen wie große Mühlsteine, Federschmuck und Tiere. Direkt daneben erklärt eine nächste Ausstellungsstation die Herstellung von Banknoten und die Karriere des Fälschens. Zahlreiche „Paratexte“ (Genette 2003) entwerfen dabei eine eigene Narration, die besagt: Geld ist

<sup>10</sup> Das mit der Gesamtplanung beauftragte Architekturbüro hat auch diesen Bereich in Zusammenarbeit mit Museumsdidaktikern entwickelt (vgl. <http://www.ksp-architekten.de/index.php?id=53&ref=1&project=159&desc=1>; 30.09.2006).

ein Konzept, das sich in allen Kulturen findet – offenbar aber in verschiedensten ästhetischen Ausprägungen und in unterschiedlich brauchbaren Varianten. An diese Geschichte schließt unser Geld an. Aus ihren Fehlern haben wir gelernt (denn auf die Nachteile der unterschiedlichen Zahlungsmittel wird stets verwiesen).

Abb. 6: Ausstellungsansicht im Geldmuseum der Deutschen Bundesbank in Frankfurt



Abb. 7: Ausstellungsansicht im Geldmuseum der Deutschen Bundesbank in Frankfurt



Im Anschluss an die ersten beiden Bereiche bietet es sich für den Besucher an, in den einzigen abgetrennten Raum innerhalb der Ausstellungshalle einzutreten, den so genannten „Tresor“. Dort werden Teile der numismatischen Sammlung und antike Geldscheine gezeigt. Der Raum erinnert durch seine raffinierte Technik beleuchteter Schubladen und die im edlen Dunkel gehaltenen Wände an ein Juweliergeschäft, wenngleich das vornehme Dunkel wesentlich konservatorisch begründet ist und die wertvollen alten Papierscheine schützt. Dennoch: an dieser Stelle spielt vor allem die Wertanmutung und die Originalität eine große Rolle. Die Geschichte, die hier erzählt wird, informiert den Besucher darüber, dass Geld etwas Hochwertiges ist, ein wertvolles Kulturgut – eine ästhetische Herausforderung. Und es kommt abermals auf die Originalität an.

Im dritten und größten Ausstellungsbereich hingegen finden sich kaum noch klassische Exponate, kaum wertvolle Originale. Hier werden auf großen interaktiven Schaltflächen Wirkmechanismen der Geldpolitik veranschaulicht und Geldtheorien erläutert. Per Joystick lassen sich an einer Stelle Geldmenge und Inflationsraten hinauf und herunter dimmen und dabei die volkswirtschaftlichen Auswirkungen ablesen. Dokumentationen über die „deutschen Inflationen von 1919 – 1923 und 1936 – 1948 sowie die Deflation von 1929 – 1932 zeigen, wie sich instabiles Geld auf Wachstum, Beschäftigung und Einkommen auswirkt“ ([www.geldmuseum.de/einblick/einblick\\_stabilesgeld.php](http://www.geldmuseum.de/einblick/einblick_stabilesgeld.php) am 30.09.2006). In einem Schrank mit zahlreichen zu öffnenden Klappen singt Janis Joplin hinter

einem Türchen „Oh Lord, won't you buy me a Mercedes Benz?“, hinter einem anderen versucht der Komiker Didi Hallervorden in einer alten Sketchaufnahme, eine Zeitung mit einer Schreibmaschine zu bezahlen.

Insgesamt gleicht dieser Teil der Präsentation einem großen interaktiven Spielzimmer, dessen Bildwelt aus Schulbüchern entnommen sein könnte. Ein Museum der schweigenden Betrachtung, der stillen Lektüre oder der „schauenden und genießenden Bewunderung“ will das Geldmuseum jedenfalls nicht sein, aber auch kein Ort der Diskursivierung, wie ihn die Museumsinnovatoren der 68er Jahre des 20. Jahrhunderts vielfach forderten. „Ich will [...] die Museen zu Universitäten machen, die dann praktisch ein Department für Objekte haben“ postulierte Joseph Beuys (1993: 18). Es entsteht keine dialogische „Arena“ (Kravagna 2001), nur weil Knöpfe gedrückt, Kopfhörer aufgesetzt und Schaltpulte bedient werden können. Die Medialisierung der Museumsdidaktik und die erzeugte Geräuschkulisse erinnert denn auch vielmehr an die Ästhetik von Messeständen und die für sie typischen Technikmöblierungen und Interaktionen. Infotainment ist der didaktische Modus.

Das Bankmuseum will erklärtermaßen ein Museum für Jedermann sein, will „Geldpolitik begreifbar machen“ – ausgerichtet ist es jedoch vor allem auf ein jugendliches Publikum, dem hier spielerisch ganz bestimmte Wirkmechanismen und Gesetze des Geldes plausibilisiert werden. Wir haben es mit einem medialisierten und eventisierten Museum zu tun, das mit den hierzu passenden Didaktikangeboten wie „Museumsralleys“ aufwartet. Im Zentrum stehen dabei nicht die Exponate, sondern ihre Vermittlung, mithin die Geschichte, die mit ihnen erzählt wird, und die Theorien, die es zu erklären gilt.

Geld scheint in der hier nahe gelegten Sichtweise 1. eine lange Geschichte zu haben, muss sich 2. vor Fälschern schützen und geht 3. aus einem unabschließbaren Interaktionssystem hervor, das durch zahlreiche Akteure mitbestimmt wird. Um stabiles Geld zu erhalten und eine gekonnte Geldpolitik zu betreiben, wird dabei vor allem die in den Umlauf gebrachte Geldmenge als ein entscheidender Faktor hervorgehoben – hier müssen, wie die zentrale, interaktive Spielkonsole mit dem Joystick vorgibt, Könner mit Fingerspitzengefühl am Drücker sein und bei alledem bestimmt nie einer allein. Die Bundesbank ist nur ein Akteur unter vielen, aber ein politisch legitimerter, der das theoretische und historische Know-how mitbringt. Sie muss in Kenntnis der entscheidenden Determinanten laufend nachjustieren und unter anderem auch Geld drucken

und Fälschungen verhindern. Und sie zeigt durch das Museum, dass sie in diesem Tun verstanden werden will. Der erwartete Besucher des Museums ist ein Schüler, der ruhig selbst mal probieren soll, wie schwer dieser Job ist.

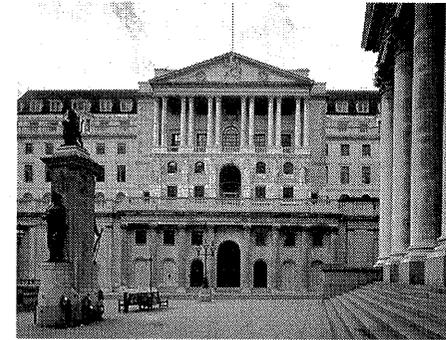
*5 Wächter, Kostüme und Brimborium und warum Geld britisch ist –  
Dritte Reportage*

„And we have in England materials for a bank which shall furnish stock enough to drive the trade of the whole commercial world.“ Mit diesen Worten aus dem Jahr 1682 wird Sir William Petty auf einer Inschrift im Museum der Bank of England zitiert – eine für das britische Selbstverständnis bezeichnende Aussage. Und dass sie hier und heute an prominenter Stelle zitiert wird, darin formuliert sich zugleich auch eine – verglichen mit dem deutschen Geldmuseum – ganz andere Art der Legitimation und der Geschichtsschreibung.

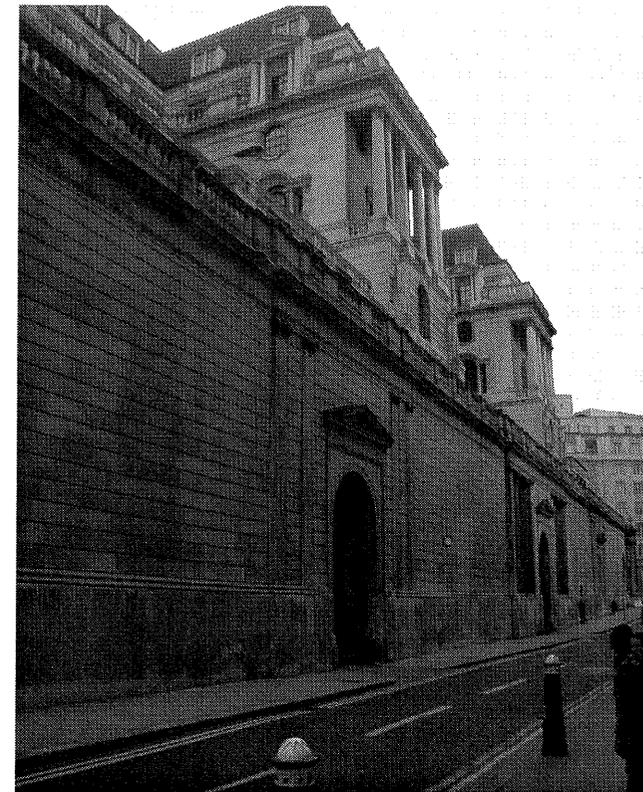
Die Bank of England ist ein imposanter neoklassizistischer Bau, der zwischen 1925 und 1939 vom Architekten Sir Herbert Baker errichtet wurde und einen älteren, kleineren Vorgängerbau ersetzte, der sich an gleicher Stelle – mitten im Londoner Viertel „Bank“ – befand.<sup>11</sup> Durch eine rundumlaufende, fensterlose Sockelzone, die ein etwa 14.000qm großes Areal umschließt, riegelt sich das Gebäude beinahe unmerklich ab. Die Stockwerke oberhalb der Sockelzone springen wie ein eigenes Gebäude gegenüber der Straßenfront leicht zurück und wirken so dem Eindruck von hermetischer Abriegelung entgegen. Von der Rückseite betrachtet hingegen erscheint der Komplex dann doch wie eine Art Tresor.

<sup>11</sup> Zur Baugeschichte der Bank of England vgl. Abramson (2005).

*Abb. 8: Bank of England in London – Haupteingang*



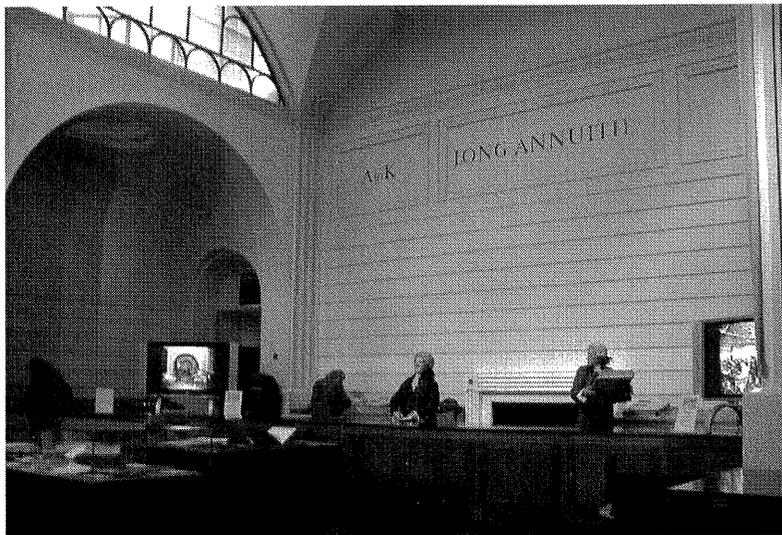
*Abb. 9: Bank of England in London – Rückseite*



Drei Geschosse des insgesamt zehnstöckigen Baus sind unterirdisch, so dass man die eigentlichen Dimensionen des Hauses von außen kaum ahnt. Auch lassen die mit traditionellen Frack- und Zylinder-Uniformen bekleideten Wächter nicht darauf schließen, dass hier auch heute noch ein Großteil des Goldes der Bank of England gelagert wird und sich im Inneren ein Hightech-Bunker befindet.

Der Eingang zum Bankmuseum liegt an der Schmalseite des Gebäudes, und gleicht im Kontrast zum Haupteingang der Bank an der Threadneedle Street einer Dienstbotenpforte. Nur ein vergleichsweise kleines Schildchen verweist auf die Institution, die immerhin 75.000 Besucher im Jahr verzeichnen kann. Das Entree entspricht im Inneren jedoch einem typischen klassizistischen Museumsfoyer. In einer kleinen Rotunde wird man freundlich von Wächtern empfangen, welche die gleiche Bank of England-Tracht tragen, wie diejenigen am Haupteingang. In ihrer Verkleidung erscheinen sie selbst schon wie Exponate. Den Sicherheitscheck führt das Security-Personal durch; die Maßnahmen beschränken sich jedoch allein auf das Abscannen der mitgebrachten Taschen mit einem kleinen Handgerät.

*Abb. 10: Rekonstruierte Schalterhalle im Museum der Bank of England*



Der erste Ausstellungsraum besteht aus einer Rekonstruktion der alten Schalterhalle des Vorgängergebäudes aus dem 18. Jahrhundert, in welche lebensgroße, kostümierte Kunden- und Beamtenpuppen eingestellt sind. Eingefügt in dieses Ensemble sind ein kleiner „Gift Shop“, Vitrinen mit einer Ausstellung von Plänen und Stichen der Vorgängerbauten, sowie eine Sammlung sämtlicher, seit der Gründung der Bank of England geprägter Münzen. Die Ausstellungsästhetik lässt an die rekonstruierten Stuben in Heimatmuseen denken und setzt sich in dieser Art fort. Es folgen rekonstruierte Zimmer, in denen im 17. und 18. Jahrhundert entscheidende Gründungsereignisse der Bank of England stattfanden.

*Abb. 11: Entree zum Kuppelsaal des Museums der Bank of England*



Toneinspielungen, Texte, Schuldnerbücher, Kapitalsubskriptionen und Dokumente entwerfen eine Geschichte der ältesten Nationalbank, eine Geschichte, die mit Gold, Debatten, Schätzen und der sauberen, fairen Aufzeichnung und Reglementierung von Gegenwerten zu tun hat und im Dienste einer parlamentarisch organisierten Aristokratie agierte. Am En-

de mündet der Parcours in einem Kuppelsaal. Hier werden Waffen und Silberschätze präsentiert und in der Mitte des Saales, auf einem erhöhten Podest, wird gleichsam als Highlight des Museums in einem großen Glastetraeder ein Stapel Goldbarren ausgestellt; gleich daneben dann in einer anderen Vitrine ein Barren zum Anfassen und Hochheben.

Unter den zahlreichen weiteren Exponaten wie alten Druckerpressen für Geldscheine, Uniformen und historischen Porträts findet sich fast verstoßen in einer Ecke auch eine kleine Dokumentation über den Euro – doch erscheint der verglichen mit der Geschichte der großen britischen Tradition wie ein marginales Projekt; denn die Historie des Bankwesens wird in dem Museumsrundgang ausschließlich als britische Angelegenheit rekonstruiert. Und die Strategie, mit der sie erzählt wird, ist keine Didaktik, die den Versuch unternimmt, komplizierte Theorien zu erläutern. Dabei wendet sich auch dieses Museum an die „general public“, wie sein Macher John Keyworth versichert; auch dieses Museum hat sich zum Ziel gesetzt, Transparenz und Vertrauen zu erzeugen, doch geschieht das hier ohne den Weg über die Erläuterung währungspolitischer Konzepte. Vielmehr geht das Museum der Bank of England von einer ganz traditionellen Geste des Zeigens aus. „We want to show our treasures“, sagt Keyworth, der Kurator. Im Vergleich zum Frankfurter Geldmuseum orientiert es sich viel stärker an den materialen Ausstellungsstücken und unternimmt kein geldpolitisches Briefing. Es wird über das Exponieren von Geschichte und Tradition, über Prestige und Reputation argumentiert. Der Modus der architektonischen Rekonstruktionen und die Inszenierung der bankeigenen Schätze und des Goldes zeigt, dass es vor allem der materialistische Gegenwert ist, der zählt und die Verlässlichkeit und Historie einer altehrwürdigen Institution. Geschichte ist ein Wert an sich und lässt sich durch Objekte belegen. Dass die Bank eine lange Geschichte aufzuweisen hat, scheint schon fast Grund genug, sich auf diese Institution verlassen zu können, so als wäre das etwas altbackene Sammelsurium der Exponate schon hinreichender Beleg dafür, dass es hier um eine wahre und richtige Sache geht. Man erblickt dabei ein aufrichtiges, archivarisches und zugleich stolzes, nationalstaatliches Geschichtsverständnis, eine Teleologie des Britischen, die mit ihren aufgestellten Puppen und den verkleideten Wächtern gerade selbstironisch und skurril genug ist, den hegemonialen Anspruch sympathisch erscheinen zu lassen.

Die extrem exponierte Inszenierung der Goldbarren offenbart dabei einen basalen Materialismus. Während Geld im deutschen Geldmuseum vor allem als kompliziertes interaktives Zuschreibungssystem erscheint, über dessen heikle Balance der Museumsbesucher durch partizipative Spielangebote etwas lernen soll, so ist Geld hier Ausdruck dahinter liegender, unerschütterlicher Werte; Gold und Geschichte sind dabei gleichsam die transzendentalen Letztfundierungen und der Besucher ist der, den all dies beeindruckt, einer der sich über die staunende Bewunderung identifiziert. Insofern ist das Museum der Bank of England keine interaktive Schule, sondern jene ganz klassische nationalstaatliche Prestigeanstalt, wie sie auch Groys (1997) beobachtet hat. Ihr Interesse ist es, den britischen Weg zu beschreiben. Und dieses Projekt gelingt offenbar; hierfür sprechen nicht allein die Besucherströme, sondern auch das grundsätzlich hohe Ansehen der Nationalbank in der britischen Bevölkerung und die Wertschätzung des britischen Pfunds, hiervon berichtet uns später auch der freundliche, gut gelaunte John Keyworth beim Capuccino in der hauseigenen Cafeteria. Das Pfund durch den Euro zu ersetzen, wird insofern kein einfaches Unterfangen.

*Abb. 12: Banque de France in Paris*



6 *Taxifahrer, Anekdoten oder warum Franzosen ihre Bank verstecken –  
Vierte Reportage*

In denkbar drastischem Gegensatz zur stolzen Selbstinszenierung der Bank of England steht das Bild, welches die Banque de France in Paris bietet. Ihr Haus ist kein prestigeträchtiger Ort. In einer kleinen Nebenstraße gegenüber dem fast stalinistisch anmutenden Gebäude der Banque de France, dessen alte, inzwischen leere Schalterhalle wir kurz besuchen, befindet sich ein kleines Besucherzentrum. Ein Museum gibt es nicht. Und auch die Bezeichnung „Besucherzentrum“ ist angesichts der engen Räumlichkeiten, die an das Foyer einer Stadtteilbibliothek in einem kleinen Vorort erinnern, eher ein Euphemismus. Der Eingang innerhalb eines schmalen, unscheinbaren 1970er-Jahre-Bürogebäudes ist leicht zu übersehen. Im Inneren sind einige wenige Münzen und Europrägungen ausgestellt sowie Zeitschriftenbestände und Jahresberichte der Bank einzusehen. Hinter einem kleinen Tresen sitzt eine Dame, die Auskünfte erteilt. Hierher kommen nur wenige Interessierte, vor allem Schüler, Studierende und Lehrer, die für Recherchen die Publikationen einsehen möchten.

Wir halten uns in den Räumlichkeiten des Besucherzentrums nur kurz auf und gehen zum Gespräch mit Herrn de Coustine, dem Leiter der Kommunikationsabteilung der Banque de France, in den nebenan liegenden Eingang desselben Gebäudes, das – wie hier noch augenfälliger wird – seine beste Zeit bereits hinter sich hat. Ein Pförtner hinter einer Glasscheibe mit Gegensprechanlage verweist uns auf einen Fahrstuhl, in den wir zu viert gerade noch hinpassen. Oben angekommen, gehen wir auf einen Stapel alter Kisten zu und treten in ein Büro ein. Der Herr hinter dem Empfangsschalter drückt eilig seine Zigarette aus und schickt uns in das offen stehende Büro von Herrn de Coustine, der uns, etwas später eintreffend, freundlich begrüßt. Er ist der einzige Interviewpartner, der uns in seinem Büro empfängt. Der mit Aktenstapeln zugestellte Raum ist alles andere als repräsentativ und das anekdotenreiche Gespräch wird durch einige, teilweise private Telefonate unterbrochen.

Abb. 13: Besucherzentrum der Banque de France  
und Sitz der Kommunikationsabteilung



Es gäbe Überlegungen, ein neues Besucherzentrum einzurichten, erzählt er, vielleicht mit Teilen der bestehenden numismatischen Sammlungen, aber es existierten in Paris eben schon andere Orte, die Münzen ausstellen. Die Besucherzahlen im bestehenden „Visitor Centre“ pendelten sich bei 2.000 Personen im Jahr ein, aber er setze eher auf das Internet und neue Medien. Die meisten der verfügbaren Informationen seien inzwischen auch elektronisch verfügbar, berichtet er, und in Zukunft könne dieser Ort wahrscheinlich ganz aufgegeben werden. Im letzten Jahr habe er 15.000 Videos über die Bank und Währungspolitik an Schulen verschickt. Diese Kampagnen halte er für wichtiger, denn das Image der Bank bei der Bevölkerung sei ambivalent, die Franzosen verstünden die

Funktion der Bank nicht. Außerdem: „Franzosen sind Katholiken, ihnen ist Geld tendenziell peinlich“, postuliert der studierte Jurist und Journalist. Er betrachte es als seine Aufgabe, das Image der Banque de France zu „verteidigen“, und er fragt sich am Ende unseres Gesprächs selbst, worin die Bedeutung der Nationalbanken in Zukunft liegen wird, wenn die Währungspolitik bei der EZB angesiedelt ist; denn: „Franzosen denken zentralistisch“.

In dem Gespräch geht es vor allem um die „Leute“, um Gespräche mit Taxifahrern, um Ängste und um die Gefahren der Privatverschuldung. Diese zu verhindern, sei die vordringliche Aufgabe der Banque de France. De Coustine beschreibt Währung als Sprache und spricht dabei selbst keineswegs aus der Position eines intimen Kenners oder gar Experten währungspolitischer Theorien und auch nicht wie ein Vertreter einer angesehenen, prestigeträchtigen Institution. Vielmehr spricht er wie ein Journalist, der es als seine Aufgabe betrachtet, wie er selbst sagt, Informationen zu transformieren und verständlich zu machen – für die „Leute“. Ganz anders als in dem höchst professionell vorbereiteten Interview mit der EZB, in dem wir weitgehend mit zuvor ausformulierten Messages konfrontiert wurden, verläuft unser Gespräch hier eher mäandrierend, lässt nur wenig ausgefeilte Strategien erkennen.

Besucher vor Ort sind in Paris nicht vorgesehen. Außer dem kleinen Besucherzentrum scheint hier nichts auf den Empfang externer Gäste vorbereitet. Objekte, Architekturen oder symbolische Identifikationsangebote sucht man vergeblich. Nichts, was es stolz zu zeigen gäbe, keine repräsentativen Empfangsräume, keine Angebote für „Einverleibungsakte“ und auch keine Didaktik. Ein Projekt zur Identifikation der Bürger mit der Nationalbank, vergleichbar mit den Bankmuseen in Deutschland und Großbritannien existiert nicht – lediglich einige unterhaltsame Geschichten und die Einsicht, dass Geld eine Sprache ist. Geld ist ein kommunikatives Fluidum – hierfür gibt es kein Bild. Vor diesem Hintergrund scheint es auch verständlich, dass Frankreich zu den ersten Staaten gehörte, die den Euro einführten – denn offenbar scheint nicht entscheidend zu sein, dass es verschiedene Gelder geben könnte, die verschiedene Sprachen sprechen. Dass und wie die Funktionsweise des Geldes permanent begründet werden muss, bleibt denn auch offenbar am besten eine Verschlussache.

### 7 Zum Schluss: Kreisläufe, Neuanfänge und Identitätsmanagement

„To embark on modifications of the economic culture and the economic institutions to implement them would be a voyage of discovery – one having parallels with the »discovery procedure« that is the essence of capitalism“, schreibt der diesjährige Wirtschaftsnobelpreisträger Phelps (2006: 15) und hat dabei die Trägheit und Ineffizienz europäischer ökonomischer Institutionen im Blick, welche, wollten sie effizienter und flexibler werden, sich – seinen Untersuchungen zufolge – ihrer kulturellen Grundlagen bewusst werden müssten, auf deren Basis sie handeln. Demnach erscheint es mehr als lohnenswert, die unterschiedlichen Kulturen der Nationalbanken zu beobachten. In gewissem Sinne versteht sich denn auch der vorliegende Text als Beitrag zur Arbeit an diesem Projekt. So sollte gezeigt werden, dass Geld von den einzelnen Staaten in unterschiedlichem Maße als identitätsbildende, repräsentative oder sinnstiftende Angelegenheit aufgefasst wird. Schon die Frage, ob ein Staat sich einen Ort der Identifikation mit der Währung leisten und für wichtig erachten sollte oder nicht, wird unterschiedlich beantwortet. In Frankreich wird die Währung offenkundig nicht als Ort der Identifikation betrachtet; in England dagegen schon; in Deutschland wurde ein Geldmuseum eingerichtet, als der Euro beschlossen wurde und die DM als Bild und Symbol verschwand; in London stellt das Bankmuseum seit den 1980er Jahren unter Beweis, warum das britische Pfund einen unerschütterlichen, national tradierten Wert bildet. Aber nicht nur das Verständnis von der Substanz des Geldes, sondern auch die Bereitschaft und das Engagement zur Offenlegung der Theorien und Praktiken der Geldwertbestimmung sind unterschiedlich. Genauso auch die hergestellten Beziehungen zwischen Geld, Bildung und Besitz. Die Idee des Besitzes tritt in Frankfurt und Paris beispielsweise vollkommen in den Hintergrund – ganz anders hingegen in London. Und der Aspekt der Fundierung des Geldwertes durch Tradition, einen verlässlichen Nationalstaat und gewachsene Werte, wie er in London nahegelegt, aber auch in Frankfurt angedeutet wird, steht wiederum in extremem Gegensatz zum Bild der innovativen EZB, die sich wie eine Art Meta-Wirtschaftsunternehmen neu erfunden hat.

Georg Simmels Rede von der „Unvermeidlichkeit des Zusammenschlusses“ (Simmel 1995: 82) innerhalb eines Wirtschaftskreises könnte nun schlussfolgern lassen, dass, sollte die europäische Währungsunion

funktionieren, solche Differenzen auszuräumen wären und die Mitgliedsstaaten auf eine einheitliche Linie gebracht werden müssten. Eine der wichtigen Einsichten aus der postkolonialistischen kulturanthropologischen Forschung besteht jedoch darin, Kulturen gerade vor dem Hintergrund der Globalisierung nicht mehr als geschlossene, statische Wertsysteme und Tradierungszusammenhänge zu betrachten und damit auf fragwürdige Authentizitäts- und Identitätsmodelle zu setzen, sondern jene Entwicklungsdynamiken einer globalisierten Welt ins Auge zu fassen, mit denen die Kulturanalyse eine Umstellung von einem Vergangenheitsfokus auf einen Gegenwarts- und Zukunftsfokus vorzunehmen vermag. Einer solchen Sichtweise erschließen sich Prozesse der „Kreolisierung“, die Ulf Hannerz (1987) als Dynamiken der Überlagerung und nicht ohne Machtwirkungen zu denkende Durchdringung unterschiedlicher kultureller Bezugssysteme beschrieben hat. Ein solcher Kreolisierungsprozess ist innerhalb der europäischen Währungsunion in vollem Gange. Um ihn angemessen zu steuern; wäre zu überlegen, ob die betreffenden Institutionen von Identitätsbehauptung und Repräsentation auf Identitätsmanagement umschalten müssten.

#### Literatur

- Abramson, D.M. (2005): Building the Bank of England. Money, Architecture, Society, 1694 – 1942, London.
- Bal, M. (2002): Sagen, Zeigen, Prahlen, in: Dies.: Kulturanalyse, Frankfurt a. M., S. 72-116.
- Benjamin, W. (1935/36, 1963): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt a. M.
- Beuys, J./Haks, F. (1993): Das Museum. Ein Gespräch über seine Aufgaben, Möglichkeiten, Dimensionen, Wangen.
- Bourdieu, P. (1970): Das kulturell Unbewusste, in: Ders.: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a. M., S. 115-124.
- Danto, A.C. (1992): The Museum of Museums, in: Ders.: Beyond the Brillo Box. The Visual Arts in Post Historical Perspective, New York, S. 199-214.
- Findlen, P. (Hrsg.) (2004): Athanasius Kirchner. The last man who knew everything, New York.
- Foucault, M. (1976, 1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M.

- Geldmuseum (2006): Online unter <http://www.geldmuseum.de/besucher/anhfahrt.php> (gesehen am 10.09.2006).
- Genette, G. (2003): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, 2. Aufl., Frankfurt a. M.
- Goethe, J.W. von (1788, 1981): Zweiter Römischer Aufenthalt, in: Ders. Werke, Kommentare und Register, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Band 11, München, S. 542-556.
- Goodman, N. (1984, 1987): Das Ende des Museums?, in: Ders.: Vom Denken und anderen Dingen, Frankfurt a. M., S. 248-265.
- Groys, B. (1997): Logik der Sammlung, München/Wien.
- Haacke, H. (2001): Bemerkungen zur kulturellen Macht, in: Kravagna 2001, S. 49-53.
- Hannerz, U. (1987): The World in Creolisation, in: Africa, Journal of the International African Institute 57(4), Sierra Leone, 1787 – 1987, S. 546-556.
- Kravagna, C. (2001): Einleitung, in: Ders. (Hrsg.): Das Museum als Arena. Institutionskritische Texte von KünstlerInnen, Köln.
- Lübbe, H. (2005): Der Fortschritt von gestern. Über Musealisierung als Modernisierung, in: Borsdorf, U./Grütter, H.T./Rüsen, J. (Hrsg.): Die Aneignung der Vergangenheit: Musealisierung und Geschichte, Bielefeld, S. 13-38.
- O'Doherty, B. (1976, 1996): In der weißen Zelle, Berlin.
- Papademos, L. (2006): Rede zur Vorabbesichtigung für die Presse im Deutschen Architektur Museum Frankfurt, online unter <http://www.ecb.int/press/key/date/2004/html/sp040220.de.html> (gesehen am 01.09.2006).
- Phelps, E.S. (2006): Economic Culture and Economic Performance: What Light Is Shed on the Continent's Problem? Vortragspapier des Venice Summer Institute 2006. Perspectives on the Performance of the Continent's Economies. 21-22 July 2006. Venice International University, San Servolo.
- Simmel, G. (1896, 1995): Das Geld in der modernen Kultur, in: Ders.: Schriften zur Soziologie, Eine Auswahl, Frankfurt a. M., S. 78-94.
- Sloterdijk, P. (1989): Museum: Schule des Befremdens, in: Frankfurter Allgemeine Magazin vom 17. März 1989, S. 58-66.
- Steiner, G. (1990): Von realer Gegenwart, München/Wien.
- Szeemann, H. (1981): Museum der Obsessionen, Berlin.
- Thomson, M. (1979, 2003): Mülltheorie. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten, Essen.

*Abbildungsnachweis*

- Abb. 1: Foto Europäische Zentralbank  
Abb. 2: Foto Europäische Zentralbank  
Abb. 3: Foto Europäische Zentralbank / Martin Joppe  
Abb. 4: Foto Robert Metsch  
Abb. 5: Foto Frank Springer  
Abb. 6: Foto Deutsche Bundesbank  
Abb. 7: Foto Frank Springer  
Abb. 8: Foto <http://www.corporate-africa.com/ca/Images/financial/bank-of-england.jpg>  
Abb. 9: Foto: Karen van den Berg  
Abb. 10: Foto Karen van den Berg  
Abb. 11: Foto Karen van den Berg  
Abb. 12: Foto Karen van den Berg  
Abb. 13: Foto Karen van den Berg

